

ARNE DAHL

HAASS

THRILLER

PIPER

Los Indignados

Madrid, 23. Juli

Es hätte ihn nicht weiter überraschen sollen. Er hatte alles darüber gelesen, es seit Mitte Mai aufmerksam verfolgt. Aber dann war sein Universum tief erschüttert worden. Seine Welt war von einer Liga verschluckt worden, die alle Bettler in ganz Europa kontrollierte. Danach hatten mehrere Rippen daran glauben müssen, als er einer fliegenden Glaskugel hinterhersprang, in der ein Höllenzeug schwappte, und schließlich war sein blinder Sohn auf ihm herumgehüpft und hatte ihm den Rest gegeben.

Lange Rede, kurzer Sinn, Felipe Navarro war krankgeschrieben und verbrachte diese Zeit in seiner Heimatstadt Madrid. Die Dämmerung brach herein – auf der Puerta del Sol, dem großen Marktplatz in der Mitte von Madrid, Spaniens Nabel –, und die Demonstrationzüge drängten aus allen Teilen des Landes in die Stadt.

Es hätte ihn nicht weiter überraschen sollen, aber die Kraft, die Entschlossenheit und die Energie waren überwältigend. Und trotzdem galten seine Gedanken einer anderen Sache. Am Tag zuvor hatte eine dunkle und kranke Version dieser Kraft, Entschlossenheit und Energie ein zuvor verschontes Land im Norden Europas heimgesucht. Ein ideologisch vollkommen gestörter Norweger hatte in und außerhalb von Oslo eine bislang unbekannte Anzahl von Menschen ausgelöscht, hauptsächlich Jugendliche. Und diese dunkle Energie hatte die gesamte mediale Aufmerksamkeit von der hellen Energie abgezogen.

Und die helle Energie war hier. Hier in Spanien.

Die Leute in diesem Land hatten die Nase voll. Die Arbeitslosigkeit war die höchste in ganz Europa, die Finanzkrise hatte das Land härter getroffen als andere, und ununterbrochen wurden neue phantasievolle Korruptionsfälle in den höchsten politischen Ebenen aufgedeckt. Die Liste ließ sich beliebig ergänzen, und Felipe Navarro musste – aus der Distanz – mit ansehen, wie sein Land verfiel.

Doch jetzt war diese Distanz aufgehoben. Er hatte Den Haag verlassen und war zum ersten Mal seit Jahren wieder in seine Heimatstadt geflogen. Was ihm dort entgegenschlug, war der Schmerz. Er war auf der Straße zu spüren. Schmerz darüber, nach Jahrzehnten der Diktatur keine richtige Ordnung in der politischen Landschaft geschaffen zu haben. Darüber, dass die empfindliche, noch junge Demokratie in die Hände von Leuten geraten war, die sich nur bereichern wollten.

Dieser Schmerz war am Ende explodiert. Inspiriert vom Arabischen Frühling, entstand in Spanien die digitale Plattform *iDemocracia Real YA!* in den verschiedenen sozialen Netzwerken. Ihre Parole lautete »Echte Demokratie JETZT!«, und mittels Twitter und Facebook hatte die Organisation in fünfzig spanischen Städten zur Demonstration am 15. Mai aufgerufen. So wurde die Bewegung *Movimiento 15-M* geboren. Die Bewegung 15. Mai.

Allein in Madrid nahmen daran über fünfzigtausend Demonstranten teil, und auf der Puerta del Sol beschlossen »die Empörten« – *Los Indignados* –, bis zur nächsten Wahl in einer Woche den Platz zu besetzen. Im ganzen Land herrschte Aufbruchstimmung, und die Demonstrationen fanden in Dutzenden Städten statt.

Mit der Zeit entschieden sich die Menschen, ein Protestkunstwerk zu schaffen, einen Demonstrationszug von Menschen aus sechzehn Städten, ähnlich einem achtarmigen Tintenfisch, der an ein und demselben Tag aus allen Ecken des Landes gleichzeitig auf der Puerta del Sol eintreffen sollte. Dieses Datum war der 23. Juli.

Heute.

Und gerade als Felipe und Felipa Navarro zusammen mit Félix im Kinderwagen an der Puerta del Sol saßen und in dem magischen Licht kurz vor der Abenddämmerung einen Kaffee tranken – in diesem Augenblick kamen sie an. Langsam, aber beständig erreichte der Sternmarsch sein Zentrum, das Zentrum, von dem aus alle Wege ins Land führten.

Die Puerta del Sol.

Nach dem einmonatigen Zug sahen die Wanderer des »Volksmarsches der Empörten« ziemlich erschöpft aus. Und dennoch ging von ihnen eine Kraft aus wie von Siegern eines Marathonlaufs. Der Körper war am Ende, aber die Seele unüberwindbar.

Als sich die Familie Navarro in das Café gesetzt hatte, war der Platz fast menschenleer gewesen. Plötzlich aber strömten die Leute von überall her, und während die Dämmerung hereinbrach, wurden gigantische Banderolen in den Himmel gehoben, und die Menschen versammelten sich unter den Worten »Bienvenida la dignidad«.

Willkommen, Würde.

Felipe und Felipa Navarrro sahen sich an. Sie saßen auf diesem Platz und hatten beide gleichzeitig das Gefühl, in Madrid angekommen zu sein. In Spanien. Zu Hause.

Ihr Sohn Félix war zum ersten Mal hier, doch es war auch sein Heimatland. Aber seitdem hatte sich sein Verhalten verändert. Félix war von Geburt an blind, knapp ein Jahr alt und hatte außer seine Eltern bisher noch niemanden Spanisch sprechen hören. Und jetzt war alles anders. Plötzlich war seine Welt erfüllt von diesen vertrauten Geräuschen. Plötzlich hörte er überall seine Muttersprache – die er selbst noch gar nicht beherrschte. Es war sehr interessant, ihn dabei zu beobachten.

Obwohl das natürlich nicht das richtige Wort war. Es war vielmehr herzerreißend, ergreifend und tief berührend.

Felipe Navarro sah zu, wie sein blinder Sohn nach Hause kam.

Es war unmöglich, sich zu unterhalten. Denn jetzt war alles Sprache. Die Sprechchöre, die am Anfang noch vereinzelt und

schwach zu hören gewesen waren, wurden immer lauter und einheitlicher. Es ging um Menschenwürde und Demokratie, um Gemeinschaft und die Chance, eine gerechte Gesellschaft zu erschaffen. Und das alles auf Spanisch. Felipe beobachtete seinen Sohn, er versuchte zu begreifen, was Félix hörte. Wie er diese plötzliche Flut seiner Muttersprache wahrnahm. Sein Mund war geöffnet, als würde er die Sprache durch sich hindurchfließen lassen, ohne dass sie in seinem Körper auf Widerstand träfe. Aber allmählich überstieg der Geräuschpegel die Schmerzgrenze. Zumindest für einen blinden Einjährigen.

Felipa Navarro gab ihrem Mann ein Zeichen. Er sah es zwar, aber die Stimme, die ihre Geste unterstreichen sollte, konnte er nicht hören. Aber dennoch verstand er sie. Es galt, den Ort so schnell wie möglich zu verlassen, bevor es für Félix zu viel wurde. Aber ihre Geste hatte noch eine zweite Bedeutung. Offenbar wollte sie, dass er blieb. Dass sie ihren Sohn nach Hause zu der Großmutter bringen würde, wo sie unter zunehmend klaustrophobischen Umständen die Nächte verbrachten, und er auf dem Platz blieb.

Felipa stand auf, packte den Kinderwagen und verschwand. Er sah den beiden hinterher, wie sie in eine Seitenstraße einbogen und versuchten, die Menschenmassen hinter sich zu lassen. Sie waren in Sicherheit.

Auch Felipe Navarro konnte nicht auf seinem Stuhl sitzen bleiben. Ihr Cafébesuch war durch den Aufmarsch der Demonstranten beendet worden. Sofort wurde sein Stuhl von der Menge davongetragen bis in die Mitte des Platzes, auf dem das Denkmal mit dem Madrider Stadtwappen stand, der Bär am Erdbeerbaum. Auch Felipe wurde in diese Richtung geschoben. Ihn zog es magisch in das Zentrum des Sternmarsches. Dort fand eine Art Besprechung stand, die Arme des Tintenfisches konferierten nach ihrer einmonatigen Wanderung, und die Erfahrungen aus sechzehn spanischen Städten wurden ausgetauscht. Navarro beobachtete es, er hörte Schlagwörter wie »El libro del pueblo« und begriff, dass die Teilnehmer vorhatten, ein »Buch des Volkes« zusammenzustellen. Aber der Großteil

der Menschenmenge interessierte sich dafür nicht besonders, weder für das Buch des Volkes noch für das Zentrum des Tintenfisches. Sie wollten zusammensitzen, ausruhen und vielleicht ein bisschen Schlaf finden. Navarro war in einem Strom von Menschen gefangen, der ihn förmlich vom Platz trug, bis er im Osten die große Hauptstraße Paseo del Prado erreichte, wo provisorische Lager für die Tausenden und Abertausenden von Demonstranten errichtet worden waren. Ihm wurde ein Platz auf einem Feldbett angeboten, den er höflich dankend ablehnte. Eines der Lager befand sich in der Nähe des Nationalmuseums Prado. Dort hockte er sich hin und kam endlich ein bisschen zur Ruhe. Als er seinen Blick über die unendlichen Reihen von Feldbetten und Schlafunterlagen gleiten ließ, auf die Jung wie Alt erschöpft niedersanken, wurde ihm erst bewusst, dass ihn die Menschenmasse fast einen Kilometer weit geschoben hatte. Da bekam er zum ersten Mal ein Gefühl für die Macht des Volkes. Die Kraft der Massen.

Und in dem Augenblick sah er den Mann, der nicht ins Bild passte.

Natürlich waren die Demonstranten eine heterogene Gruppe, sie entstammten jenen Teilen der Bevölkerung Spaniens, die am härtesten von der Finanzkrise getroffen worden waren. Unter ihnen waren Universitätsprofessoren und Gymnasialisten, Ärzte und einfache Arbeiter, Ingenieure und Krankenschwestern. Aber dieser Mann, der sich da von Schlafplatz zu Schlafplatz schlich, gehörte vom Typ her nicht dazu. Gerade hatte er sich neben einen jungen rothaarigen Mann gehockt und unterhielt sich mit ihm. Es sah sogar so aus, als würden sie etwas austauschen, und danach machte sich der Mann im Anzug Notizen auf einem kleinen Block.

Felipes erster Eindruck war, dass es sich bei dem Mann um einen Polizisten in Zivil handelte. Das war bei Demonstrationen auch nicht weiter ungewöhnlich. Sie wurden zwar nicht verdeckt eingesetzt, um Organisationen zu infiltrieren, sondern es ging vielmehr darum, eine möglicherweise kritische Situation im Vorfeld zu erkennen und einschätzen zu können.

Aber irgendetwas stimmte da nicht. Felipe hatte sich aufgerichtet und wollte sich dem Kollegen nähern und ihn ansprechen, doch im letzten Augenblick zögerte er. Mit dem Mann stimmte etwas nicht.

Aber dieser zuvor geduckt herumschleichende Mann, dessen Gesicht wegen der zunehmenden Dämmerung kaum zu erkennen war, war auch keiner dieser Kleinkriminellen, die solche Menschenansammlungen dazu nutzten, ihre Finger in Taschen und Jacken wandern zu lassen. Doch er war auch definitiv kein Demonstrant und schon gar kein Polizist. Kein echter.

Er stand noch immer im regen Austausch mit dem Rothaarigen. Etwas hatte den Besitzer gewechselt, es waren Notizen gemacht worden.

Eigentlich sollte Felipe Navarro sich umsehen und die Stadt seiner Jugend in sich aufnehmen, sein Madrid, und diese Stimmung genießen, die er schon so lange nicht mehr erlebt hatte. Diese plötzliche, urgewaltige Flut an Optimismus, diese Bewegungsabläufe potenzieller Veränderungen.

Aber im Moment reagierte nicht der Landsmann in ihm auf die Situation, sondern der Polizist. Und der Polizist beobachtete den Mann in der Hocke und konnte ihn nicht einordnen. Der Polizist sollte im besten Fall die rationale Hälfte von Felipe Navarro einnehmen, der Optimist die andere, irrationale Hälfte. Aber es war Instinkt. Der Mann hatte sich erhoben und lief die Straße hinunter, und bevor Navarro seine Entscheidung reflektieren konnte, hatte er die Verfolgung bereits aufgenommen.

Sein Anzug war viel zu fein für einen Zivilpolizisten, und auch die Schuhe waren zu teuer. Der Mann erinnerte Navarro an einen Leibwächter, so wie er sich durch die Menschenmenge auf dem Paseo del Prado zwängte. An einen amerikanischen Bodyguard, einen Agenten vom Secret Service, der Staatsmänner bewacht und immer eine Sonnenbrille trägt. Dieser trug zwar keine Sonnenbrille, und er bewachte gerade niemanden, so wie er sich fortbewegte. Und dennoch, er hatte im Lager eindeutig ein bestimmtes Ziel verfolgt.

Felipe Navarro ging den Paseo del Prado hinunter hinter ihm her und bog dann in eine sehr schmale Straße ein, die anmutete, als wäre sie eine breite, baumbestandene Allee. Während Felipe den Gutgekleideten nicht aus den Augen ließ, schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, was wohl passieren würde, wenn die Laubbäume auf der Calle de las Huertas weiterwachsen würden. Die Häuser würden erdrückt werden.

Die Verfolgung war einfach. Der Mann ragte gut zehn Zentimeter aus der Menge heraus. Der fast kahle Kopf bewegte sich wie eine losgerissene Boje in dem Menschenmeer. Je weiter sie sich vom Paseo del Prado entfernten, desto weniger Menschen waren auf den Straßen unterwegs. Es wurde immer leichter, sich fortzubewegen, aber auch leichter, entdeckt zu werden. Navarro war zwar überhaupt nicht wie ein Polizist angezogen – kein Polizist mit einem Mindestmaß an Selbstachtung würde Shorts mit so überdimensioniertem Blumenmuster tragen –, aber er wusste sehr gut, dass sein Verhalten diesen Eindruck vermitteln konnte.

Die Straße wurde breiter, bis sie sich zu einem kleinen Platz öffnete, einem kleinen Stadtviertelmarktplatz. Der Mann überquerte die Plaza Ángel und ging dann eine große breite Straße hinauf bis zur riesigen Plaza Mayor, die merkwürdig menschenleer war. Aber sie war gesäumt von Restaurants, die Tische waren voll besetzt mit Menschen, die über *iDemocracia Real YA!*, *Movimiento 15-M* und *Los Indignados* diskutierten.

Der Gutgekleidete überquerte die Plaza Mayor in einer sauberen Diagonale. Als er hinter der nächsten Häusercke und in den Gassen der Altstadt verschwand, rannte Felipe los. Er wusste nach wie vor nicht, was für ein Ziel er hatte. Eigentlich war er nicht der Typ Mensch, der seiner Intuition folgte, auf sein Bauchgefühl hörte. Daher redete er sich ein, dass seinem Verhalten rationale Einschätzungen zugrunde lagen, keine eindeutigen, aber dennoch rationale. Als der Mann jedoch hinter einer weiteren Ecke verschwand, spürte Navarro das Adrenalin in seinem Körper. Und gleichzeitig tauchte in ihm die Frage auf, wie das funktionierte. Warum wurde plötzlich Adre-

nalin in den Körper gespült und führte dazu, dass er sich auf einmal ganz anders verhielt?

Als der Gutgekleidete eine Karte aus der Jackentasche zog, eine Schlüsselkarte, und sie durch ein Lesegerät an einer vollkommen unauffälligen Tür zog, jagte die nächste Dosis Adrenalin durch Felipes Blut. Der Mann beugte sich vor und starrte scheinbar die Wand an. Danach verschwand er in dem Gebäude.

Es war ein sehr altes Gebäude in einem der ältesten Viertel der Stadt auf dem Hochplateau, die Anfang des 17. Jahrhunderts zu ihrer größten Überraschung zum Zentrum der einflussreichsten Kolonialmacht der Welt geworden war. Felipe Navarro schlich näher heran, und je geringer die Entfernung zu der Eingangstür wurde, desto deutlicher erkannte er, dass dieses Haus einer Festung glich.

Vielleicht nicht buchstäblich einer Festung, aber einem sehr gut bewachten Gebäude. Über der Tür entdeckte er ein paar Löcher im Mauerwerk, die dort nicht hingehörten, und als er an dem Haus vorbeischlenderte – so unauffällig wie möglich –, begriff er, warum sich der Mann vorgebeugt hatte. Auf den ersten Blick hatte es so gewirkt, als habe ein extrem Kurzsichtiger versucht, das Schild über der Klingel zu entziffern. Aber das war nicht der Grund. Navarro kannte das Gerät nicht, aber er wusste, was es war. Und es war nicht das Einzige, was sein betont unbeschwerter Blick erfasste. Er konnte auch einen Firmennamen lesen. Pemos Seguridad S.A. Dann setzte er seinen Weg fort. Die Kameraaufzeichnungen von dem Mann mit den Blumenshorts würden niemals einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Denn das verbarg sich in den Löchern an der Hauswand: Überwachungskameras. Und das Gerät, vor das der Mann sein Gesicht gehalten hatte, war entweder ein Irislesegerät oder ein Netzhautlesegerät.

Auf seinem Rückweg zur Plaza Mayor gingen Felipe folgende Fragen durch den Kopf: Warum mischte sich ein Mann im Maßanzug, der bei einer professionell bewachten Sicherheitsfirma

namens Polemos Seguridad S.A. arbeitete, unter die Demonstranten, die einen einmonatigen Protestmarsch aus unterschiedlichen spanischen Städten hinter sich hatten?

Felipe Navarro blieb abrupt stehen, lehnte sich gegen eine der Mauern aus dem Mittelalter und versuchte, sich an das Geschehen zu erinnern. Er sah die vielen Feldbetten vor sich und einen rothaarigen jungen Mann. Dann stürmte er los.

Er rannte durch die kleinen Gassen, über die Plaza Ángel und durch eine weitaus stärker bevölkerte Calle de las Huertas. Das provisorische Lager aus Feldbetten war noch voller als zuvor. Erneut schob Navarro sich durch die Menschenmenge, es war nicht einfach, sich zurechtzufinden, aber er hatte den Prado als Orientierungspunkt. Nachdem er eine Weile zwischen den Betten umhergeirrt war, hatte er entdeckt, was er suchte. Auf der Pritsche, neben der der Gutgekleidete gehockt hatte, lag eine Gestalt mit einem Kapuzenpulli. Felipe ging ebenfalls in die Hocke. Die Gestalt auf dem Feldbett drehte sich zu ihm um, und er sah in das überraschte Gesicht einer alten Frau. Erschrocken sprang er auf, entschuldigte sich und setzte seinen Weg zwischen den wahllos aufgestellten Betten fort. Erst als einer der Demonstranten ihm »Scheißbulle« hinterherrief, blieb Felipe Navarro endlich stehen.

Er wusste nach wie vor nicht, welches Ziel er verfolgte.

Aber er wusste, dass es wichtig war.

Cimitero del Verano

Rom, 24. Juli

Es gab nichts beizusetzen. Der Inhalt des Sarges, der würdevoll durch das majestätische Portal des Cimitero del Verano transportiert wurde, bestand kaum aus Überresten. Es waren nur vereinzelte Zellen, mühsam zusammengekratzte DNA-Ketten.

Rom steuerte einen besonders heißen Sommertag bei, seine Fassaden leuchteten. Ein paar unermüdliche Tauben gurrten apathisch, und der Leichenwagen wurde von Sonnenreflexen überzogen, als er durch das mächtige Mittelportal fuhr.

Paul Hjelm saß in seinem Wagen, folgte mit den anderen Fahrzeugen der Prozession und schwitzte. Sein Blick wanderte auf den Rücksitz, auf dem mehrere Leute saßen. Sie sahen alle sehr mitgenommen aus.

Was wahrscheinlich nur im Ansatz widerspiegelte, wie bedrückt er selbst aussah.

Wie grundlegend sich das Leben in den vergangenen Tagen verändert hatte. Zwei Jahre hatte er in der Annahme verbracht, zwei seiner Mitarbeiter in den Tod geschickt zu haben. Und als ihn dann ein Video erreichte – aktuelle Aufnahmen, auf denen die beiden Totgeglaubten zu sehen waren –, wurde zeitgleich eine andere Mitarbeiterin mit einer Bombe in die Luft gejagt. Nun hatte er also nur *eine* Mitarbeiterin in den Tod geschickt. Und ihre Überreste wurden gerade auf den größten Friedhof Roms gebracht.

Donatella Bruno, die schöne, kultivierte Römerin, die er aus den Gefilden der Antike in den barbarischen Norden gelockt

hatte. Sie hatte er auserwählt, ein Lockvogel zu sein, um an einen Mafioso heranzukommen, und das hatte sie aller Wahrscheinlichkeit nach das Leben gekostet. Und Paul Hjelm hatte diese Entscheidung getroffen.

Auf seinen Schultern lag eine schwere Last.

Jutta Beyer konnte das erkennen. Aber er wollte das Mitleid in dem Blick seiner vermutlich besten Mitarbeiterin nicht sehen. Und doch war es nichts gegen die Blicke von Donatellas Eltern vorhin in der Kirche. Sie waren nicht anklagend gewesen, wenn, dann klagten sie Gott an, aber er sah einen Anflug davon. Er hätte sie besser schützen müssen, schließlich war er ihr Vorgesetzter.

Aber vielleicht hatte er das auch nur in die Blicke hineininterpretiert.

Er meinte zurzeit, überall Anspielungen zu entdecken. Es waren harte Tage. Manchmal wünschte er sich, ein richtiger Chef zu sein, so ein hartgesottener Internatsschüler, dem jedes Empathievermögen mit den Initiationsriten ausgeprügelt worden war. Aber dieser Wunsch war nicht ganz ernst gemeint. Die vergangenen Tage wären so zwar leichter zu ertragen gewesen, dafür wäre aber der Rest des Lebens die reinste Hölle.

Nein, er war gezwungen, das Ganze durchzustehen, und zwar so, wie er war. Und gleichzeitig musste er unbedingt diesen Fall lösen, der sich zu einem Fall entwickelt hatte, »den Gott vergessen hatte«.

Neben Jutta Beyer saß Arto Söderstedt, Hjelms alter Freund seit Urzeiten. Sein Gesichtsausdruck war wie immer unergründlich. Die unzähligen Jahre mit Söderstedt hätten Hjelms Interpretationsvermögen von dessen zerstreuter Abwesenheit eigentlich stärken müssen. Aber das hatte sich nicht wirklich eingestellt. Doch es hatte auch etwas Befreiendes, dass man nie wusste, woran man bei Arto Söderstedt war.

Die Autoprozession glitt an einer gewaltigen Ansammlung von Gräbern vorbei, die wie aufeinandergetürmt scheinbar an einer senkrechten Mauer emporkletterten. Eine Leiche auf die nächste gestapelt. Das Bild von der »Mauer der Toten« ent-

sprach für Paul Hjelm seinem derzeitigen Leben. Eine Leiche wurde auf die nächste gestapelt. Und der einzige Schuldige war er.

Natürlich war das ein geradezu makabrer Gedanke, nur zwei Tage nach dem Massaker in Norwegen. Und doch hatte er diese Worte in seiner ersten Sitzung bei der Psychologin gewählt. Nachdem die ersten Ermittlungsfäden, so gut es eben ging, geknüpft worden waren, hatte der Direktor von Europol ihn zwei Tage nach dem Mord an Donatella Bruno mehr oder weniger genötigt, »eine der routiniertesten Polizeipsychologinnen Europas« zu konsultieren. Sie war klein, dunkelhaarig und hieß Ruth – ihm fiel es schwer, sich ihren Nachnamen zu merken. Allerdings hatte seine erste Frage gelautet: »Wie wird man eigentlich zu einer der routiniertesten Polizeipsychologinnen Europas?« Ruth hatte geantwortet: »Hat der Kerl wirklich ›routiniert‹ benutzt und nicht etwa ›herausragend‹?« Von diesem Augenblick an hatte ihre Zusammenarbeit alle Erwartungen übertroffen. Er hatte geplaudert, und sie hatte sein Plaudern unterbrochen.

Von Anfang an betonte Ruth, dass er ihr gegenüber alles offen ansprechen könne, dass ihre Schweigepflicht hundertprozentig sei. Und doch kamen ihm immer wieder Zweifel, ob er ihr wirklich vollkommen vertrauen konnte. Er wandte den Blick, um dem Gedanken an Ruth zu entkommen, und dachte kurz an seine frischgebackene und doch so schmerzlich vermisste Ehefrau Kerstin Holm, die sich nach wie vor in Den Haag aufhielt.

Der Cimitero del Verano war ein eindrucksvoller Friedhof. Ein enormes barockes Kunstwerk, wo die italienischen Hinterbliebenen in einem wilden Wettstreit darum lagen, ihren Ahnen und Verwandten ein herausragendes Andenken zu erschaffen. Die Grabgewölbe öffneten sich zu archaischen Grotteneingängen, mythologische Figuren konkurrierten mit christlichen Archetypen, vergängliches Fleisch gefror zu Stein, als würden die Skulpturen den unaufhörlichen Lauf der Zeit leugnen wollen.

Paul Hjelm hätte den Anblick der Grabmäler gerne genossen. Stattdessen sah er zu Marek Kowalewski auf dem Beifahrersitz, einer schweren bäuerlichen Gestalt mit verbundener Nase. Er wirkte ganz mitgenommen von den Exzessen des Katholizismus im Süden Europas. Ihre Blicke trafen sich für einen kurzen Augenblick. In ihnen lag nur Trauer. Die Trauer über den unglaublich brutalen Mord an einer neuen Kollegin, die Trauer darüber, dass auch das Lebenszeichen von Fabio Tebaldi und Lavinia Potorac kein echter Trost sein konnte. Denn was das Video zeigte, waren zwei Menschen im Angesicht des Todes. Und das waren sie seit zwei Jahren. Zwei Jahre unter schrecklichsten Bedingungen als Geisel der süditalienischen Mafiaorganisation 'Ndrangheta.

Wenn die tatsächlich der Geiselnehmer war.

Erst nachdem der Rauch in Donatella Brunos Wohnung abgezogen war und die Spurensicherung fremde DNA in den Überresten sichergestellt hatte, hatte Hjelm begonnen, das Geschehene mit dem *Signal* in Verbindung zu bringen.

Das war eine lange Geschichte.

Donatella Bruno hatte einen italienischen Mafioso, der sich Antonio Rossi nannte, mit einem Chip verwanzt, der durch ein Getränk in dessen Körper gelangt war. Einige Tage lang hatten sie so Rossis Bewegungen elektronisch verfolgen können, bis hinunter nach Kalabrien, dann verschwand das Signal plötzlich. Ein paar Tage später tauchte es dann wieder für wenige Sekunden auf, und zwar direkt in Donatella Brunos Wohnung. Natürlich konnte es sich um einen technischen Fehler gehandelt haben. Warum sollte das Signal des Chips in Antonio Rossis Körper auf einmal aus der Wohnung von Bruno in Den Haag kommen? Und warum war der Chip so unvermittelt reaktiviert worden? Und wenn es sich tatsächlich um Rossi gehandelt hatte, warum hätte er sich zusammen mit seinem Opfer in die Luft sprengen sollen? Stammten die genetischen Spuren überhaupt von Rossi?

Als aber der DNA-Abgleich mit den Funden aus einem vollkommen ausgebrannten Haus in Amsterdam positiv ausfiel,

formte sich die Andeutung einer Erklärung. In besagtem Haus hatte Antonio Rossi mehrere Monate lang gewohnt. Und die DNA-Reste von dort stimmten mit jenen aus Brunos Wohnung überein. Zusammen mit dem so plötzlich aufgetauchten Signal hatte sich ein Szenario vor ihnen ausgebreitet, das mittlerweile als Arbeitshypothese A bezeichnet wurde und folgendermaßen aussah:

Donatella Bruno hatte Antonio Rossi in einer Bar in Amsterdam mit einem Chip verwanzt. Er hatte sie angebaggert, sie hatte ihm den Mikrochip ins Bier fallen lassen und sich aus dem Staub gemacht. Rossis engster Vertrauter hatte ihn begleitet und war höchstwahrscheinlich mit ihm nach Kalabrien geflogen. Das Signal hatte so lange gesendet, bis der Chip vermutlich in Rossis Körper entdeckt wurde. Unter Umständen wurde Rossi sofort mit einem Genickschuss liquidiert und der Chip aus seinem Körper entfernt und unschädlich gemacht. Unter Umständen wurde sein Vertrauter intensiv befragt, wie dieser Chip dorthin gelangt sein könnte. Und der erinnerte sich eventuell an die Bar in Amsterdam. Möglicherweise wurden ihm daraufhin alle Fotos von italienischen Polizistinnen gezeigt, von denen die Mafia Kenntnis hatte, und zum Schluss tippte er auf das Bild von Donatella Bruno. Unter Umständen wurde daraufhin eines von Antonio Rossis Körperteilen – eventuell der Kopf – in einem Paket an Brunos Adresse geschickt. Eventuell war der Chip so programmiert worden, dass er sich beim Öffnen des Pakets aktivierte. Aber nicht nur das. Unter Umständen hatte er auch zeitgleich die Bombe gezündet.

So lautete also die Hypothese A: dass Bruno durch die Aktion in der Bar aufgefliegen war. Aber es existierte auch eine Hypothese B, die allerdings war weitaus verworrener. Sie hatte überhaupt nichts mit der Bar zu tun, sondern vielmehr mit Donatella Brunos inoffiziellen Theorien, dass Tebaldi und Potorac noch am Leben waren. Denn das Video mit dem Lebenszeichen der beiden erreichte Paul Hjelm im Augenblick der Detonation. Und in seinen Ohren hallten Donatella Brunos Worte: *Ich glaube nicht, dass es sich hier um die 'Ndrangheta handelt.*

Der Leichenwagen hielt an. Neben einem offenen Grab in einem relativ nichtssagenden Teil des gigantischen Friedhofes stand ein Priester in vollem Ornat. Der Sarg wurde aus dem Wagen geschoben, die Sargträger standen bereit. Die Fahrertür wurde geöffnet, und Paul Hjelm spürte, wie sich eine Hand auf seinen Oberarm legte. Er sah auf und direkt in Corine Bouhaddis blau geschlagenes und ebenfalls bandagiertes Gesicht. Sie nickte ihm zu, ein kurzes, tröstendes Nicken. Aber es machte es leichter auszusteigen.

Die kleine Opcop-Delegation aus Den Haag versammelte sich am Grab. Das waren Hjelm, Beyer, Söderstedt, Kowalewski und Bouhaddi. Sie senkten ihre Blicke und betrachteten den Sarg, der neben dem offenen Grab stand. Dann ergriff der Priester das Wort.

»Herr Jesus Christus, Du ruhtest drei Tage im Grab, erst dann bist Du von den Toten auferstanden. So weihtest Du die Grabesruhe für diejenigen, die an Dich glauben. Du bist die Auferstehung und das Leben, und wir bitten Dich: Lass Donatella Bruno in diesem Grab in Frieden ruhen bis zum Tage der Auferstehung, und lass sie dann im Ewigen Licht erwachen und Dich sehen, von Angesicht zu Angesicht, in Ewigkeit. Du lebst und herrschest von Ewigkeit zu Ewigkeit.«

Und alle sagten gemeinsam: »Amen.«

Die Grabrede wurde von Arto Söderstedt simultan übersetzt. Sein Italienisch war tadellos. Aber vielleicht hatte er auch wild improvisiert.

Paul Hjelm hatte zu seiner Psychologin Ruth gesagt: »Eine Leiche wird auf die nächste gestapelt. Und nur ich trage die Schuld dafür.«

Ruth hatte erwidert: »Unter Umständen. Aber bitte berichten Sie ausführlicher.«

Und er berichtete. Dabei sprach er plötzlich von Dingen, die er sich bisher nie wirklich bewusst gemacht hatte. Von der Kehrseite des Chefdeins. Von der ewigen Ungewissheit, ob er das Richtige getan hatte. Von dem freiwilligen Exil und seiner Einsamkeit. Von den Frustrationen in dieser Einsamkeit. Von

der allgegenwärtigen Präsenz des Todes. Von der Gewalt, die notwendig war, um eine noch größere Gewalt zu verhindern. Von dem Gefühl, dass die Erde eine entscherte Handgranate war, die jederzeit losgelassen werden konnte.

Erst da unterbrach ihn Ruth und fragte: »Losgelassen?«

Er zügelte seinen Wortschwall und erklärte: »Ja, wenn man eine Handgranate loslässt, dann ...«

»Was für eine banale Metapher. Aber *wer* lässt da los?«

Paul Hjelm verstummte. War das nicht die eigentliche Frage? Tief in seinem Inneren?

Der Sarg wackelte. Als würden zu viele Gedanken auf einmal in sich zusammenstürzen. Die Träger hoben ihn hoch und ließen ihn einen Augenblick lang über dem offenen Grab schweben, aus dem in dieser südeuropäischen Hitze ein sehr intensiver erdiger Geruch aufstieg.

Der Priester schlug ein Kreuz über ihm und sagte: »Ich segne dieses Grab im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.« Er spritzte Weihwasser in das Grab und fuhr fort: »Möge Gott, der dich aus dem Wasser und dem Heiligen Geist hat entstehen lassen, das vollenden, was er bei der Taufe in dir begonnen hat.«

Zumindest laut Arto Söderstedts Übersetzung.

Und dann wurde der Sarg ins Grab hinabgelassen.

Paul Hjelm fühlte sich so klein. Hätte er verhindern können, dass dieses Leben ausgelöscht wurde? Ja, wenn er jemand anderen für den Auftrag in der Bar in Amsterdam ausgewählt hätte. Zumindest wenn man Arbeitshypothese A zugrunde legte. Aber wenn nun die Hypothese B zutraf? Er hätte auf jeden Fall Donatella Bruno besser zuhören und ein paar Minuten entbehren sollen, um über ihre inoffiziellen Theorien zu Tebaldi, Potorac und die 'Ndrangheta zu diskutieren. Aber hätte das ihr Leben retten können? Vielleicht hätte er bei der Durchsicht ihres Materials festgestellt, dass sie bedroht war. Wenn er sie gründlich befragt hätte. Denn es war eine Tatsache, dass sich aus dem Material in ihrem Computer in der Zentrale keine akute Bedrohung herauslesen ließ. Ihr privater

Rechner und die geheimen Ermittlungsakten auf Papier, von deren Umfang er keine Vorstellung hatte, waren vollkommen zerstört worden.

Allerdings hatte sie auf ihrem offiziellen Rechner im Büro einen Ordner eingerichtet, den sie mit »Privat« betitelte und in dem sie Kopien des elektronischen Materials gesichert hatte. Was aus diesen Daten hervorging, war, dass Donatella Bruno Kontakt zu den Instanzen der italienischen Justiz und Polizei aufgenommen hatte, die sich der Bekämpfung der Mafia widmeten. Allen voran jene Abteilungen, die für die Untersuchung des Schlosses verantwortlich waren, bei dessen Sprengung Tebaldi und Potorac ums Leben gekommen sein sollten. Sie hatte die Ergebnisse angezweifelt – die Frage blieb, wie deutlich sie ihren Zweifel geäußert hatte. Eine weitere Frage war, ob die zuständigen Polizisten erkannt hatten, dass sie inoffiziell ermittelte, und ob sie tatsächlich bestochen worden waren. Außerdem war die Frage, ob der Mafia die Informationen über Brunos inoffizielle Ermittlungen zugetragen worden waren.

Vielleicht war Bruno schon längst bekannt gewesen, als sie von Antonio Rossi angebaggert worden war, der ein relativ hohes Tier bei der 'Ndrangheta war. Vielleicht war sie bereits in der Bar erkannt worden und somit sofort aufgefliegen.

Allerdings musste es sich auch gar nicht um die 'Ndrangheta handeln.

Zumindest war Bruno anderer Auffassung gewesen.

Hatte das ihr das Leben gekostet?

Der Sarg setzte am Boden des Grabes auf. Hjelm sah in den unbarmherzigen Himmel. Die Sonne war wie eine offene Wunde und die unbeantworteten Fragen wie multiresistente Bakterien darin. Die der Sonne etwas noch Schonungsloseres verliehen.

Er musterte seine Mitarbeiter und war sich sicher, dass sie alle aufrichtig trauerten. Aber eine trauerte ein wenig mehr als die anderen. Eine, die sich so lange einen Partner gewünscht und diesen in Bruno gefunden hatte. Jetzt war Corine Bouhaddi wieder auf sich allein gestellt. Hjelm sah eine Träne in ihrem

Augenwinkel, die von der Gesichtsbandage – einem Andenken an einen anderen Fall – aufgesogen wurde.

Der Priester warf drei Schaufeln Erde ins Grab und sagte mit dumpfer Stimme: »Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du werden. Unser Herr Jesus Christus möge dich auferwecken am Jüngsten Tag.«

Am Jüngsten Tag, wiederholte Paul Hjelm in Gedanken.

Vielleicht war der schon längst gekommen? In einer Welt, in der eine Polizistin einer äußerst geheim operierenden Spezialeinheit innerhalb Europol's auf brutalste Weise ermordet wird, in der zwei weitere Mitglieder dieser Einheit seit zwei Jahren unter schrecklichsten Umständen als Geiseln gehalten werden, in so einer Welt war der Jüngste Tag vermutlich nicht mehr allzu weit entfernt.

Aber Hjelm wollte alles tun, was in seiner Macht stand, um den Jüngsten Tag hinauszuzögern.

»Loslassen?«, wiederholte Ruths Stimme mit Nachdruck.

»Ich finde, Sie konzentrieren sich nicht auf die richtigen Dinge.«

»Wie gut, dass das mein Job ist und nicht Ihrer. ›Das Gefühl, dass die Erde eine entsicherte Handgranate ist, die jederzeit losgelassen werden könnte.‹ Einmal abgesehen von der etwas schwerfälligen Formulierung: Wer lässt da los?«

»Aber das habe ich doch nur so gesagt. Es war eine misslungene Metapher.«

»Genau das glaube ich aber nicht.«

»Ich weiß es nicht«, meinte Paul Hjelm. »Die Verbrecher? Die Welt ist in der Hand der Verbrecher?«

»Aber dann wäre es doch positiv, wenn die loslassen?«

»Dann sind es eben wir.«

»Wer wir?«

»Na, wir. Die Polizei. Wir, die versuchen, die Demokratie aufrechtzuerhalten.«

»Das tut die Polizei?«

»Das sollen wir. Wenn wir nicht ...«

»Ja ...?«

»Wenn wir nicht aus Versehen loslassen ...«

»Sie?«

»Ich, zum Teufel. *Ich.*«

»Haben Sie das Gefühl, dass Sie nicht mehr festhalten können und loslassen werden? Und dass die Welt explodiert, wenn Sie das tun?«

»Nein. Aber ich fühle mich zusehends wie Don Quijote. Ich kämpfe gegen Windmühlen, die mir als Riesen erscheinen.«

»Fahren Sie fort.«

»Jetzt wird es interessant, ja ...«

»Fahren Sie einfach fort.«

»Ich weiß nicht, was ich damit meine. Ich habe das Gefühl, dass ich keines dieser Verbrecher habhaft werde. Meine Ermittlungen sind raffinierter als je zuvor, und meine Abteilung kann viel komplexere Leistungen bringen als früher, um diesen Schurken auf die Spur zu kommen. Aber wir bekommen keinen zu fassen. Ich zerstöre einen Haufen Windmühlen, aber die Riesen verschwinden nicht. Niemand kann sie vernichten.«

»Wer sind denn diese Riesen?«

»Alle, die sich von einer gerechten Strafe freikaufen können.«

»Und wer sind die?«

»Viel zu viele.«

In diesem Moment ertönte erneut die Stimme des Priesters: »Herr, schenke dieser unserer Schwester Deine Barmherzigkeit und richte nicht über Deine Dienerin, denn trotz ihrer Unvollkommenheit wird sie Deinem Willen folgen. Lass sie auch im Himmel eine Deiner Getreuen sein und sich mit den Engeln und Heiligen vereinen. Durch Jesus Christus, unseren Herrn.«

Und die Versammelten sagten: »Amen.«

Paul Hjelm sah sich um auf dem Cimitero del Verano. Wohin er auch blickte, die Welt um ihn herum war ein einziger riesiger Friedhof.

Dann drehte er sich zu seinen Kollegen um. Sie blickten einander an, Paul Hjelm und Jutta Beyer, Arto Söderstedt und Marek Kowalewski und Corine Bouhaddi. Und ihre Blicke spra-

chen eine eindeutige Sprache. Die anderen Trauergäste bedankten sich beim Priester und zogen sich vom Grab zurück. Die Totengräber begannen, in gleichmäßigem Rhythmus Erde ins Grab auf den praktisch leeren Sarg von Donatella Bruno zu schaufeln. Ein dumpfes Echo war zu hören.

Am Ende standen nur noch die Vertreter der Opcop-Einheit um das Grab.

Da ergiff Paul Hjelm das Wort: »Unser Versprechen an dich, Donatella, ist es, deinen Mörder zu finden. Und Fabio und Lavinia zu retten. Das ist ein aufrichtiges Versprechen.«

Schweigen breitete sich aus.

Nach einer Weile fuhr er fort: »Wir müssen einfach nur noch besser werden.«

Und Arto Söderstedt sagte: »Amen.«